

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Zahrgang 28.

Grand Island, Nebr., 24. Juli 1908. (Zweiter Theil.)

Nummer 48.

Erinnerung.

Er liest ein Lied der Erinnerung
An manches Mädchen schön und jung;
Für jede, die er einst gern gesehen,
Sieht er ein Versein im Liede stehen.

Er liest es verkehrt, der alte Mann,
Beim letzten Versein fängt er an.
Er liest von Glück und Lief von Leiden,
Von süßem Hoffen und bitterem Scheiden.

Und so beim Lesen des Liedes geht
Kommt er ans erste Versein zuletzt;
Er weiß, das ist das schönste gewesen
Rann es aber vor Thränen nicht lesen.

I. G. G. o. f.

Der schöne Hut.

Stizze von Johann Gut.

Vor drei Jahren war Kurt als Referendar bei Justizrath Kranz eingetreten und hatte dort Susi, die reizende Tochter des Hauses, kennen gelernt, damals — der allerfeinste Backfisch. Sein Verkehrt mit „Justizrath“ nahm mit der Zeit einen sehr herzlichen Charakter an. — Kurt ward — Affektör und Susi — eine reizende, elegante junge Dame. Die beiden waren ein Herz und eine Seele. Kurt hatte Susi immer sein „kleines Schwärzchen“ genannt, weil „das Kind noch so jung war“, und dachte eben daran, diesen Namen mit einem ihm weit süßer klingenden zu vertauschen, da — beging er eine schreckliche Dummheit: er forderte seinen Freund Jobst zu einer Reitquadrille auf, an der auch Susi theilnahm. Dieser Jobst, ein schmeicheleicher, unwiderstehlicher Herzbrecher, war ein Baron, der auf die Millionenerbschaft einer unverheirateten Tante wartete. — Konnte er für ein junges Mädchen wie Susi einen interessanteren Herrn geben? — Nun verließ sich Jobst noch „ungläublicherweise“ — oder wie er selbst sich dem Freunde gegenüber ausdrückte, „zu seinem größten Bedauern“ — beim ersten Blick in Susi.

„Wenn sie mich lieber haben will, als dich, nehme ich sie natürlich“, sagte er kategorisch zu dem Freunde. „Susi's Glück ist die Hauptsache. Auf uns kommt es dabei nicht an.“

Was sollte Kurt darauf erwidern! ... Schließlich hatte er sich noch nicht erkärt. ... Und wenn Susi einen anderen wollte, so besah sie das Recht dazu. ... Jobst hatte freilich keine besondere Rücksicht auf ihn genommen, aber — am Ende ist sich jeder selbst der Räthe. ...

In Kurts Herzen herrschte finstere Nacht. Er hatte die Hoffnung auf Susi schon ganz aufgegeben. Dabei gestellte sich zu seiner jeelenqualerischen Empfindung noch ein Gefühl des Verrats. Das Mädchen schien ihm mit dem leichtesten Herzen dem vorgezogenen Rivalen zu opfern. ... Er selbst mußte doch ein sehr garstiger Mensch sein, voller Fehler haben. ... Und Jobst gefiel sich bereits in der Rolle eines — sehr unbedeutenden „Trösters“, als ob er seiner Sache schon absolut sicher wäre.

„Du sollst sie nicht ganz verlieren“, tröstete Jobst, „du tannst immer in unserer Gesellschaft bleiben. Eifersüchtig bin ich auf dich nicht im geringsten.“

Bei der Quadrille ritt Jobst jetzt immer an Susi's Seite. Kurt hatte seine Dame verloren. Da aber mehr Herren als Damen theilnahmen, so mußte er neben einem ihm als Lady beigeordneten Gentleman seine Eosolutionen zu Pferde ausführen.

Früher brachte Kurt seine Susi nach der Quadrille allein nach Hause. Heute Abend fragte ihn Jobst, als er sich am Schluß der Reitleitung vom Hapen geschwungen hatte:

„Du kommst doch selbstverständlich mit, Kurt, wenn ich Susi nach Hause bringe?“

Kurt stieß ein kurzes „Ja“ heraus und trotzte schweigend an der Seite der reizenden Dame einher, während Jobst eine anregende Unterhaltung mit ihr führte. Jobst ging an ihrer linken Seite, Kurt ging rechts wie ein Freund des „Bräutigams“: er hörte gar nicht darauf, was die beiden sprachen. Er studierte Susi's feingezirkelte Augenbrauen, ihren lachenden Mund und den griechischen Anoten ihres läppigen, schwarzbraunen Haars. Ihr Reitanzug, aus dem ersten Schneideratelier herbeigezogen, umschloß vollendeten Umriß, daß der arme Keel im Geiß, schönheitskränkten, den Arm um das herrliche Gebilde schlängelt.

Vor der Haustür des Justizraths

angelangt, spricht Jobst, zu Kurt gewandt: „Natürlich kommst du übermorgen mit.“

„Aber natürlich kommt Herr Kurt mit“, beständig in lebenswürdigem Weiße Sufi.

„Ich habe gar nicht gehört, was ihr vorhabt“, brummte Kurt.

„Hast du geschlafen, alter Junge?“ meinte Jobst. „Wir wollen doch übermorgen nach Hundelehe reiten.“

„Natürlich komme ich mit“, erklärt jetzt der ungeliebte Kurt in so energischem Ton, wie ihm möglich ist.

Als sich die Haustür hinter dem hübschen Mädchen geschlossen hat, ruft Jobst mit Empfindung in die leere Luft hinein:

„Welcher Liebreiz, welche Eleganz!“ Dann wendet er sich an Kurt: „Tröste dich, alter Junge! Besser, du verlierst sie an mich als an einen anderen. So küßt du sie wenigstens nicht ganz ein. Du hättest sie ja doch nie bekommen.“

„Und warum nicht noch — deiner Meinung?“ — Kurt ist immer höflich und ruhig, wenn es auch in seinem Innern kocht.

„Vielter Junge, da wir gute Freunde sind und ich deinen ruhigen Charakter kenne, will ich dir die Wahrheit sagen. Du darfst mir so gar für meine Offenheit dankbar sein. Vielleicht bringt dir meine Lehre in einem anderen Falle noch mal Nutzen. Kurt, du bist nicht den rechten Schid. ... Deine Sachen sitzen wie von einem Fließschneider gemacht. ... Dein Schlipps ist der Gipfel der Geschmacklosigkeit, deine Reittügel sehen wie „Ranonens“ aus. Du trägst Röllchen und so weiter. ... Sufi ist das Eleganteste des Eleganten. Du paßt zu ihr wie — die Faust auf's Auge.“

„Ich lese eben mehr Werth auf den inneren Menschen“, entgegnet Kurt trocken. „Hast du vielleicht noch mehr an mir auszusagen?“

„Ja, das habe ich“, fährt der unbarmherzige Schulmeister fort. „Du bist gewiß viel gebildeter als ich. Aber du sprichst zu wenig, bist kein Kaufmann. Dazu immer ernst wie ein Trauerkloß. ... Das ist nichts für Sufi.“

„Hast du vielleicht noch mehr zu sagen?“

„Ja, das habe ich allerdings. Für das, was ich jetzt sage, tannst du jedoch allerdings nichts. Du bist ganz wohlhabend, aber Sufi braucht einen — Millionär. Mit solcher schönen Frau muß man auf seiner Jagd um die Erde fahren können.“

„Bist du denn ein Millionär?“

„Vielleicht habe ich schon in den nächsten Tagen meine sechs Millionen“, bemerkt Jobst mit pfiffiger Miene. „Ich hab's Sufi schon beim Reiten erzählt. Meine Tante scheint diesmal wirklich keine eingebildete Kranke zu haben. ... Hohes Fieber. ... Der Arzt sagt, es könnte eine plötzliche Verschlimmerung eintreten.“

„Ich muß immer zu Hause zurücklassen, wo ich bin. ... Meine Tante will nur in meinen Armen sterben.“

„Alle Wetter“, unterbricht er sich dann, „jetzt bin ich von meinem Wege abgelenkt. ... Ich muß gleich nach Hause. ... Adieu!“

Mit nachdenklichen Blicken spaziert Kurt die Straße entlang und führt dabei folgendes sonderbare Selbstgespräch:

„Anzug ... Stiefel ... Schlipps ... Röllchen ... Trauerkloß ... wahrhaftig ... man muß versuchen, sich zu bessern. ... Man muß versuchen, von seinem — Freunde zu lernen.“

An einem schönen Vormittage sitzen unsere drei Bekannten im Garten zu Hundelehe am Tisch und trinken Kaffee. Die Pferde sind in den Stall geführt, die Reiter wollen sich nach dem anstrengenden Ritt ein Stündchen erholen. Es ist ein sehr heißer Frühlingstag. Susi's Gesicht brennt in rosigem Gluth. Die Herren haben ihre Cylinderhüte auf einen leeren Stuhl gestellt und wischen sich die feuchte Stirn.

„Sie werden sich erkälten, meine Herren“, warnt Sufi.

Aber Jobst lacht laut auf: „Ich bin abgehärtet, ein harter Mann.“

Und Kurt lacht ebenfalls laut, viel lauter, als sonst seine Art ist. Er ist überhaupt ausnahmsweise gesprächig. Eben erzählt er von einem „Mord aus Eifersucht“, bei dem er als Untersuchungsrichter fungierte, und Sufi, die das Gruseln liebt, hört ihm mit Interesse zu.

„So gesprächig habe ich Sie noch nie gesehen, Kurt, und so laut und lustig“, bemerkt sie mit zufriedener Miene.

Jobst ist ungehalten darüber, daß er heute nicht in genügender Weise zum Wort kommt, und nimmt eine spöttische Art an.

„Der Kurt ist wahrhaftig ein ganz anderer Mann geworden. ... Sehen

Sie mal den Anzug. Der sieht doch einigermassen. ... Wo hast du denn den her? ... Und solch feiner Schlipps und — weiß Gott — keine Röllchen. Na ... ich freue mich, daß meine“ ...

Jobst benudet den Satz nicht. Er stößt ein lautes „Ah“ aus, als sein Auge eben auf einen herrschaftlichen Diener fällt, der einem vor dem Thor haltenden prächtigen „Privat-Auto“ entsteigt und schnellen Schritts auf ihn zuweilt.

„Meine Tante schickt nach mir. ... Nun muß ich sofort nach Hause“, ruft Jobst laut.

„Das gnädige Fräulein befinden sich in größter Gefahr“, meldet der Diener. „Der Herr Doktor meinen, daß nur wenig Hoffnung wäre. Das gnädige Fräulein sind bei voller Bestimmung und lassen den Herrn Baron sofort bitten.“

„So schnell ist's also gekommen“, sagt Jobst, indem er auf Sufi und Kurt einen triumphirenden Blick wirft. „Paßt auf, Kinder, ich habe nicht rechnet! Leben Sie wohl, Fräulein Sufi, adieu, alter Junge! Hoffentlich sehen wir uns bald wieder.“

Dann greift er schnell nach seinem Hut und stülpt ihn sich auf den Kopf. „Ich feuere das Auto selbst, Fräulein. Sie können für mein Pferd sorgen.“

Eiligen Laufs stürzt er davon.

Ein Herr und eine Dame reiten, vom Grunewald kommend, den Kurstürstendamm entlang. Langsam nur, Schritt für Schritt, geben die Gängel vorwärts. Die beiden führen eine sehr lebhaft Unterhaltung. Plötzlich bleiben die Pferde stehen. Die hübsche Dame, die noch eben so munter geplaudert hat, senkt das Köpfchen und studiert mit niedergeschlagenen Augen ihre kleine, behandschuhete Faust, die den Zügel hält. Der Herr gestikuliert ungeschickt mit den Armen umher. Unglück geben die beiden ihren Rossen die Sporen und sprengen in lustigem Galopp davon.

Am anderen Morgen, ganz in der Frühe, öffnet sich die Thür von Kurts Schlafkammer; Jobst tritt herein. Kurt liegt noch im Bett, aber er wacht schon, im Gefühl unangenehm Wohlbehagens vor sich hintärend.

„Guten Morgen!“ ruft Jobst mit donnernder Stimme. „Ich komme, dir deinen Hut zurückzubringen, nach dem ich gestern in der Eile aus Versehen gegriffen habe. Ich, Kind des Unglücks! ... Mensch, was ist das für ein scheußlicher Detel! Ich hatte gestern überhaupt kein ... Dente dir, meine Tante. ... die Krise überstanden, frisch und gesund, will aus Dankbarkeit ... rathe mal ... Scheußlich ... ihren Doktor ... heirathen.“

„Armer Jobst!“ seufzt Kurt, ohne seine horizontale Lage zu ändern. „Ein so gefälliger Mensch, wie du bist, hätte ein besseres Schicksal verdient. Jobst, ich danke dir vielmals für deine Freundschaft.“

„Warum das?“ fragt Jobst erstaunt.

„Na ... das will ich dir sagen, Jobst; nachdem du vor ein paar Tagen so lebenswürdig gewesen bist, mich auf meine Fehler aufmerksam zu machen, habe ich mir getrunnen deinen Vorschriften umgebend alles befolgt, Rod, Stiefel, Hemd, Schlipps, alles modern. Aber eins hattest du vergessen, was mir noch zur Vervollständigung meiner Toilette fehlte, und ich hatte es mir darum auch nicht angeschafft, ich meine einen — schönen Hut. Da warst du gestern so freundlich, mir den beinigen juristzulassen, das eleganteste Stück seiner Art. Auf dem Heimweg unterhielt ich mich mit Sufi allerlieblich. Stelle dir meine Freude vor, als mir Sufi plötzlich sagt, daß sie mich mit dem alten Dedel — sie drückte sich ganz so wie du aus — einfach greulich gefunden hätte, daß ich dagegen nunmehr ein sehr hübscher Mensch wäre, dabei schid und elegant. Ich wäre auch gar kein Trauerkloß mehr, sondern sehr gesprächig und heiter. ... Na ... ein Wort gab das andere. ... unsere Pferde blieben plötzlich stillstehen. ... Jobst, du tannst mir gratulieren. ... ich habe mich gestern mit Sufi Kranz verlobt.“

„Jobst macht erst ein sehr verduytes Gesicht. — Ein Spaß war es nicht, das sah er. — Dann murmelt er ein paar schwerverständliche, ingrinnige Laute in den Bart. Aber er facht sich schnell. — Du tannst den guten Kurt vielleicht noch einmal gebrauchen“, laßt sich der Weltmann, zwingt sein Gesicht zum lebenswürdigsten Lächeln, tritt an das Bett heran und gratulirt fei-

nem „alten Jungen“, händeschüttelnd, auf's herzlichste.

„Weißt du, lieber Kurt“, gesteht Sufi später ihrem Bräutigam. „Jobst war mir nicht ganz gleichgültig. Aber die Geschichte mit der Tante hat mir nicht gefallen. Wenn er da nicht solchen schlechten Charakter gezeigt hätte, würde dir dein schöner Hut sehr wenig genügt haben. Denn er ist ein wirklich eleganter Mensch, dieser Jobst. Das muß ihm der Reiz lassen.“

„Gott sei Dank!“ denkt der glückliche Kurt. „Die Sufi ist also doch nicht so oberflächlich, wie es den Anschein hatte. Der neue Hut allein ist es nicht gewesen. — Die Sufi ist im Grunde ein sehr gemüthvolles Mädchen.“

Mein System — kein System.

Von G. Vorn.

Von jeher hat es Menschen gegeben, die durch Absonderlichkeiten nicht nur Aufsehen erregen, sondern auch ihren Mitmenschen irgend etwas neues, vor allen Dingen besseres, als bis dahin die thörichte Menschheit gewohnt war, beweisen und anempfehlen wollten.

Ich rechne dazu die sogenannten Naturmenschen, die uns, ihrer Meinung nach, Ueberweltungen zeigen wollten, wie man „naturgemäß“, d. h. einfach, ohne der Herrschaft der bestehenden Mode in Kleidung und Lebensart sich zu unterwerfen, auf dieser Erde wandeln müßte.

Ihr „System“ hat wenig Anhänger gefunden, sie blieben allein mit allen ihren „Idealen“, mit denen man sich vertraut machen durfte, wenn man fleißig ihre Schriften las. Wie sie gekommen, so sind sie gegangen.

Besser verstand es der letzte Apostel dieser Richtung, der Däne Müller, der sich infolge seiner sympathischen Persönlichkeit bald nach seinem Auftreten eine zahlreiche Anhängererschaft schuf, trodem er nichts neues zeigte: Körperübungen, die die Turner Deutschlands seit 50 Jahren tannien und als „Freiübungen“ in Schulen und Vereinen übten. Allerdings nicht in der Selbstaufopferung von so und soviel Sekunden und Minuten, die den meisten seiner Nachahrer wohl gar eine bleibende Herzkrankheit eingebracht haben dürfte. Es war etwas neues, in einer genau bestimmten Zeit eine genau bestimmte Anzahl von Übungen zu machen, und Versene und Ueberübene, Dide und Dünne, Greise und Jünglinge fürzten sich mit Feuereifer darauf. Wie lange sie es ausgehalten — niemand spricht mehr darüber, am allerwenigsten sie selbst.

Aber einigen wenigen hat es ohne Zweifel gute Dienste geleistet. Wenn Müller die gedruckte Erläuterung seiner Übungszusammenstellung bescheiden „Mein System“ nannte, und mit guten Abbildungen geschmückt, schon für einen billigen Preis als Druckschrift jedermann käuflich überließ, so konnte er allerdings im voraus wohl nicht ahnen, daß davon bis zum Schluß vorigen Jahres 350,000 Stück abgesetzt sein würden. Dies „System“ nährt also seinen Mann, und Verfasser, Verleger und Buchhändler werden nicht anders sagen können als: das „System“ ist gut! Sei es drum! Ich wünsche nur, der gesundheitsliche Nutzen wäre ein gleich großer wie der pekuniäre.

Mit diesem System kann sich nun allerdings nach dieser Richtung hin mein (d. h. des Verfassers) System, von dem ich nun endlich sprechen will, nicht messen. Ich gebe es aber auch billiger ab, d. h. umsonst, wenn die verehrliche Schriftleitung unseres lieben Blattes mir dessen Spalten freundlichst für meine einfachen Ausführungen öffnet.

Wenn man unter System kurzweg die Zusammenfassung verschiedener Thätigkeiten und Behandlungen des eigenen Körpers, zum Zweck, ihn andauernd und möglichst lange gesund und leistungsfähig zu erhalten, versteht, so besteht für mich ein System in folgendem:

Mein System vermeide alle Extreme: zu spätes Aufstehen, zu frühes Aufstehen; 7—8 Stunden Schlaf muß der Erwachsene haben; vermeide zu reichliches Essen und Trinken, vermeide möglichst Alkohol und Nikotin, sei nicht schlummer aber auch nicht vollkommener Abstinent. Wenn du nun so als ganz gewöhnlicher Durchschnittsmensch dich Morgens erhebst, wasche dich mit wohltemperirtem, d. h. nicht eiskaltem, auch nicht heißem Wasser, so wie es dir recht bequämlich erscheint, und zwar Gesicht, Arme, Brust, Bauch, Rücken, vergh auch den Unterleib nicht; wenn du Zeit hast, auch die Unterschenkel und Füße, hast du es aber eilig, so mindestens ei-

nen Tag um den andern. Dann trockene mit rauhem Handtuch ab, nachdem du alle Kleidungsstücke inzwischen abgelegt hast und darauf beginne mit der flachen Hand die Kopf, Gesicht, Hals, Arme, Brust, Bauch, Lenden, Gesäß, Knie, Unterschenkel mit ruhigen, langen, energischen Strichen zu streichen; verstärke den Druck, wo es dir angenehm erscheint, vergh nicht, namentlich den Bauch von rechts oben beginnend nach links abwärts kreisförmig mit sanftem Druck zu reiben, zehn-, zwanzig-, dreißigmal, je nachdem dir zumuthe. Du wirst auf der Stelle die wohlthätige Wirkung verspüren. Ebenso kreisförmig von unten nach oben gleichmäßig streiche beide Brust, von hinten nach vorn gleichmäßig die Rippen und schließlich zur Abwendung des inzwischen vielleicht etwas zum Kopfe gestiegenen Blutes gleichmäßig vom Wirbel an den Ohren herunter bis zum Halse, dann den als vom Genick entlang bis zum Kehlkopf, alles mit festgeschlossenen Fingern und kräftigen Strichen. Wenn es dir angenehmer ist, tauche die Fingerippen flüchtig in Del. Wenn du das ungefähr in fünf Minuten ausgeführt hast, mache einige leichte Arm- und Beinbewegungen, ganz wie sie dir der Augenblick oder Neigung einigt. Wohlverhalten, alles unbedeutend, denn das Luftbad dabei ist mit das Segenreiche, ebenso wie der wohlthätige Einfluß der Handflächen auf die nackte, eigene Haut; kämme und büre dich auch in diesem Zustande, und wenn du dann mit allem fertig bist, wirst du merken, wie wohl, wie leicht dir ist. Ohne gewaltsame Anstrengung, ohne vorgeschriebene Minutenzahl, ohne vorgeschriebene Anzahl der Bewegungen wirst du deinen ganzen Körper erfrischt haben, und du wirst, nachdem du dich langsam angekleidet, mit gutem Appetit an deine Frühmahlzeit und von da geistig an dein Tagewerk gehen.

Es mag etwas einfach erscheinen, dies „System“, aber es ist erprobt in langen Jahren; es werden einem bei längerer Übung die einzelnen Bewegungen und Streichungen so zur lieben Gewohnheit, daß man sie nie wieder läßt und immer Zeit dazu findet. Man soll nur nie vergessen: Luftbad ist die erste extreme Temperatur, weder der Wasser noch Luft darf unangenehm empfunden werden.

Wenn man mit diesem Vorrath von Wohlbefinden an sein Tagewerk geht, wird man es auch leicht vollbringen, und wenn man außerdem Schwimmen und Turnen in mäßigen Grenzen betreibt, sich von Erzfessen jedweder Art fernhält, so wird man, wie Verfasser, als Sechziger sich körperlich fast wie ein Vierziger fühlen.

Das „System“ ist ja sehr einfach, um so eher aber auch zu erproben; es wird nicht 350,000mal gedruckt werden, aber es kostet auch nichts. Wer versucht es?

Woher stammt die Melodie von „Heil dir im Siegerkranz“?

Eine sehr interessante Untersuchung über den Ursprung der Melodie von „Heil dir im Siegerkranz“ wird von dem Genfer Musikprofessor H. Kling veröffentlicht. Die Weise, die in Deutschland, England und in der Schweiz zum Nationallied erhoben wurde, ist schon oft der Mittelpunkt den Forschungen gewesen. Nacheinander ist sie John Bull, Carey, Smith, Purcell, Lully, Haendel und Schumacher zugeschrieben worden. King's Untersuchungen führen zu einem anderen Resultat. Er hat in einem alten Genfer Nationallied, dem „Ce que l'Amo“, den Ursprung der Weise aufgefunden, in einem Liede, das den Genfer Sieg über die Truppen des Herzogs von Savoyen vom Jahre 1602 verherrlichen sollte und im Jahre 1603 bei einem patriotischen Festmahl zuerst gesungen wurde. Das „God Save the King“ ward dann in England vier Jahre später bei einem Feste, das 1607 zu Ehren Jakobs I. gegeben wurde, gesungen; der englische Organist John Bull hatte die Bearbeitung geliefert, und es ist wohl anzunehmen, daß die Weise durch Engländer von Genf nach London gebracht wurde. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts finden wir die Melodie in Frankreich wieder; ein Nationalgesang zur Verherrlichung Ludwigs XIV. ist aus ihm geworden. Madame de Brillon hat den Text gedichtet, Lully die Musik arrangirt. Dann taucht die Weise auch in Deutschland auf; Haendel komponirt das Lied zu Ehren des Königs Georg von Hannover. Am Ende des gleichen Jahrhunderts bringt sie von neuem nach Deutschland, diesmal von Norden, auf dem Wege über Dänemark. Dort hatte der Geistliche Henry Harris zum Geburtstags Christianns VII. die Melodie zu einem Liede verarbeitet, das 1790 veröffentlicht wurde. Es wurde

eine Art Volkslied; elf Strophen wurden gesungen, deren Zahl 1793 von Schumacher war es auch, der den Sang für die preussischen Verhältnisse umarbeitete. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hielt die Melodie dann auch in der Schweiz ihren Einzug, und Zwölf dichtete die Verse, die dann ins Italienische und Französische übertragen wurden.

Für Schwandichter.

Eine peinliche Verwechslung widerfuhr unlängst, wie aus Breslau geschrieben wird, im preussischen Regierungsbezirk Oppeln einem königlichen Beamten. Dieser hatte in der Lotterie einige hundert Mark gewonnen. Trodem richtete er auch jetzt wieder vor Beginn der Ferien- und Badesaison, wie alljährlich, ein ausföhrlich begründetes Unterstützungsgesuch an seine vorgelegte Behörde. Gleichzeitig sandte er unter Weißung des Gewinnlooses an die Lotteriedirektion ein Schreiben mit der Bitte um baldige Ueberweisung des auf ihn entfallenden Gewinnes. Leider muß der Beamte bei der Ueberlegung die beiden Briefumschläge verwechselt haben. Denn nach einigen Tagen erhielt er von der vorgelegten Behörde ein Schreiben folgenden Inhalts: „... Von Ihrem Schreiben über den stattgehabten Lotteriegewinn, zu dem wir übrigens gratuliren, ist entsprechend Notiz genommen worden. Das beigefügte Loos erhalten Sie wieder zurück.“ Die Lotteriedirektion aber theilte dem Antragsteller des Unterstützungsgesuches mit, daß sie das bei ihr eingegangene, nicht an sie gerichtete Unterstützungsgesuch der Kürze halber an die auf der Adresse angegebene königliche Behörde weitergegeben habe. — Das nennt man Pech!

Das Geheimnis des „griechischen Feuers“.

Wir lesen in der „Täglichen Rundschau“: Einem Berliner Ingenieur soll es gelungen sein, die Zusammenetzung des alten „griechischen Feuers“ wieder aufzufinden und mit allen Mitteln der modernen Technik auszugestalten. Die Erfindung wurde dem Kaiser schon mehrmals vorgeführt. Bei dem „brennenden See“, wie diese moderne Form des „griechischen Feuers“ genannt ist, werden Flammen in allen Farben von etwa siebzig Fuß Höhe und gewaltiger Ausdehnung mitten im Wasser erzeugt. Ferner wird eine Epifode aus der Belagerung Konstantinopels durch die Türken dargestellt, bei der die Anwendung des „griechischen Feuers“ geschichtlich erwiesen ist; ein großes Schiff wird hierbei durch die Flammen des „brennenden Sees“ vernichtet. Um die Unmöglichkeit zu zeigen, diese Flammen zu löschen, sind die Feuerwehren von Berlin und den Vororten zu einem Wettkampf um einen Preis eingeladen worden. Die erste Vorführung des „Brennenden Sees“ fand am Simmelfahrtstage im Schloß Weizensee statt.

Beide Sultane von Marokko fahren fort, zu operieren, der eine auf militärischem, der andere auf dem Finanzgebiet.

Die mexicanische „Revolution“ spult mehr in den amerikanischen Sensationszeitungen als auf mexicanischem Boden.

Die sichersten Festungen eines Landes sind die Werke seiner Unsterblichen.

Stadtherr (zum Wastbauer): „Die Wissenschaft wird es noch so weit bringen, daß man per Automobil auf den Mars fahren tann.“ Wastbauer (seufzend): „Die armen Teufel dort droben!“

Eine passende Kopfbedeckung für Leute, die in Luftschiffen leben, würde die Ballonmütze sein.

Von unseren Turnern und Sängern können die deutschen Landeskunde drüben ein richtigeres und anschaulicheres Bild von dem erhalten, was ein Deutsch-Amerikaner ist, als aus den meisten Büchern, die der oder jener Professor, Reisekondel oder Weltensbummler über ihn geschrieben hat.

Ein junges Mädchen sollte auseinanderlegen, warum sich Männer nicht untereinander küssen, während doch Frauen das mit Vorliebe tun. „Nun“, sagte sie, „die Männer haben etwas besseres als sich selbst, was sie küssen können, wir Frauen haben das nicht.“

Halter bestochen sich leichter die Flügel als Hühner und Gänse.